

Das Wahre, Gute und Schöne war nicht so schön!

von Manfred Züfle

Julian Schütts Buch „**Germanistik und Politik - Schweizerische Literaturwissenschaft zur Zeit des Nationalsozialismus**“ ist eine der wichtigsten Publikationen der CH-Vergangenheitsaufarbeitung, die man zu betreiben hierzulande nun gezwungen scheint. Das Buch hätte, wäre es nicht im jetzigen aufgeregten Kontext erschienen, wohl höchstens ein Fachpublikum von Historikern und Germanisten gehabt. Es ist zu hoffen, dass man in breiteren Kreisen, vor allem unter Linken zur Kenntnis nimmt, dass auch und gerade im abgehobensten Ueberbau an demselben gestrickt wurde, das für die Kreise, die sich bis jetzt trotz der historisch schon längst bekannten Fakten immer wieder und immer noch und nach wie vor glauben bedeckt halten zu können, sehr interessant und ziemlich profitabel war. Als ich 1955 zu Füßen von Emil Staiger, kleinbürgerlich ans Gute, Wahre und Schöne glaubend, mit dem Germanistikstudium begann, bekam ich noch vermittelt, dass dieses Studium die höchste Weihe überhaupt bedeute, und dass man gefälligst, sofern man denn könne, sich damit auch abhebe von allen denkbaren Niederungen, von den politischen insbesondere. Das aber war genau das eminent politische Rezept, das es Staiger, dem sicher intellektuell bedeutendsten Repräsentanten *dieser* Germanistik, erlaubte, bei den Neigungen zu bleiben, die es dem jugendlich aufstrebenden Gelehrten immerhin nicht verbat, in den dreissiger Jahren für eine Zeit Mitglied einer Front zu sein. Das hatten andere Bürgersöhne auch getan, und ihre akademischen Lehrer wie Ermatinger oder Faesi und andere pflegten ihre Sympathien zum neuen Deutschland mit Vorträgen und Veröffentlichungen im Reich noch bis weit in die Zeit hinein, wo ihnen längst bekannt hat sein müssen, was dort wirklich geschah. Staiger allerdings war zu intelligent, um nicht früh zu merken, dass es ganz andere Strategien gab, um im Feld der symbolischen Produktion, die Macht sich zu schaffen und weit über das kurze Dritte Reich hinaus sich zu erhalten, die ihn bis in die sechziger Jahre hinein zu einem der wichtigsten Repräsentanten machte einer Schweiz, die sich weder vor dem Krieg, noch während des Krieges, noch nach dem Krieg genötigt sah, sich in ihren Machteliten je grundsätzlich in Frage stellen zu lassen. In einer Bildlegende zum „Starinterpreten Staiger“ schreibt Schütt: „nach dem Krieg der begehrteste helvetische Literaturimport in Westdeutschland neben Frisch und Dürrenmatt“. Dort konnte man in der bis 68 auch fast ungebrochen weiter geistenden Germanistik den Interpreten wohl noch besser brauchen als die Dichter. Denn das ewige Deutsche war von Goethe über Keller bis zu Hofmannsthal in Staigers „Kunst der Interpretation“ bestens aufgehoben und dankbar einsetzbar in der

Restauration des deutschen Geistes unter dem Schutz des Wirtschaftswunders. Dass Staiger in seiner ästhetischen Konstruktion eines absoluten Kanons dichterischer Werte kaum oder selbst bei Thomas Mann nur mit deutlichsten inneren Widerständen des anderen Deutschlands, das vor der Hitlerei ins Exil gezwungen wurde, gedachte, war für die Restauration unter Adenauer mehr als recht, so war man linkes und anderes zweifelhaftes Literatentum von Döblin bis Brecht wieder mal los und konnte der Bergengruens und Carossas gedenken. Als Staiger 1967 unvorsichtig genug war, Klartext zu reden, brach zwar ein Stürmchen der Entrüstung aus. Warum bloss? Man hatte doch gewusst, was die Ikone immer schon zugedeckt hatte. Staiger sprach es doch nur aus, wenn er sich fragte, in welchen Kreisen denn die Literaten heute verkehrten; es waren die Kreise, die in seiner imperialen Sicht immer ausgeschlossen bleiben sollten.

Ich muss mir eingestehen, dass ich gerade dieses Buch über eine unserer Vergangenen mit wachsendem Ingrimme gelesen habe. Nicht gegen Staiger ‚persönlich‘. Den kannte ich ziemlich lange und ziemlich gut als akademischen Lehrer, bei dem man fachlich sehr viel Brauchbares lernen konnte, das ich keineswegs abwerten muss, gerade seine Liberalität nicht, mit der er dissente Arbeiten würdigte. Es geht in Schütts Buch nicht um Emil Staiger, mindestens nicht bloss um die Dekonstruktion einer oder mehrerer Figuren des akademischen Lehrkörpers, obwohl sich andererseits an Staiger am subtilsten aufweisen lässt, was die Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus in ihrer akademischen Prominenz in all ihren Brechungen gewesen war. Mein Ingrimme bezieht sich auf mich und meine Generation, vor allem der Germanisten und Germanistinnen, die als MittelschullehrerInnen, JournalistenInnen, KulturvermittlerInnen sich langsam dem AHV-Alter nähern: wie wenig interessiert, willens oder auch nur in der Lage man war, ein Stück der *eigenen* Geschichte radikal aufzuklären. Die meisten liessen (und lassen) es wie ich damals zu Füßen von Sankt Emil, wie wir kühn (so glaubten wir) zu spotten pflegten, beim Guten, Wahren und Schönen bewenden. Man wusste einiges, wie man von Heidegger einiges wusste - die Ermatingers, Faeisis, Bohnenblusts interessierten mich schon nicht mehr - aber die ‚Sachen‘, „Sein und Zeit“ und die „Zeit als Einbildungskraft des Dichters“, die Bücher Heideggers und Staigers, die man natürlich damals kennen musste, behielten doch ihre Gültigkeit, mit dem konnte man denken. Sicher: das Wahre, Gute und Schöne und das weniger Schöne! Nun ist Julian Schütts Buch eine heutige germanistische Dissertation, angenommen von Peter von Matt, dem Nachfolger Staigers. Soll man frohlocken über die endlich und unwiderruflich ausgebrochene Aufklärung in der CH-Germanistik? Ich weiss es nicht; es hat immerhin einige Zeit gedauert, bis dieses in jeder Hinsicht überdurchschnittliche Werk erschienen ist. Den Hintergrund von Schütts Analy-

sen machen eine stupende Belesenheit aus; er verfügt über ein kritisch-methodisches Instrumentarium, sehr stark auf den Bourdieu abgestützt, der mit den grossen Arbeiten etwa über die politische Ontologie Heideggers oder die Strukturen des literarischen oder des akademischen Feldes es vielleicht erst überhaupt möglich machte, die feinen Differenzierungen von Macht und Machtvernetzungen analytisch auch dort zu sichten, wo sie, im grössten Interesse der um Teilhabe an den Feldern Bemühten, immer am impertinentesten übersehen werden. Anders gesagt, mit Bourdieu lässt sich endlich präzise über Macht reden, nicht nur im wirtschaftlichen oder politischen Feld. Und Schütt setzt diese methodische Schärfe an an ein Stück schweizerischen ‚Ueberbaus‘ (wie man’s ja auch immer noch nennen könnte) zu einer Zeit, wo auch da unter dem Mantel pseudopatriotischer *geistiger(!)* Landesverteidigung so Jämmerliches aufgeführt wurde wie in anderen Kreisen und Feldern auch. Wie unzimperlich man dabei bereit war, in vereinter Mittelmässigkeit Figuren, die in ihrem Habitus nicht passten, weil sie Exillierte oder weil sie Juden waren wie Strich und Fränkel, zu resignativem Verstummen im Falle Strichs zu bringen oder schlicht zu erledigen wie Jonas Fränkel, wie das geschehen konnte unter der Aegide eines Bundesrat Etter und zu einer Zeit, wo noch erklärte Nazis auf schweizerischen Lehrstühlen sasssen, wie so ziemlich alles, was damals Rang und Namen hatte im literarischen Feld von der NZZ bis zu den Kollegen und auch Sozialdemokraten ins selbe Horn stiessen, um diesen Juden Fränkel endlich zu eliminieren, wie Fränkel und sein streibarere Freund Loosli selbst noch einmal ohne es zu wollen von demselben Ungeist, der sie verfolgte, tangiert waren in einer eigenartigen, erzwungenen, schweizergeistigen (Ueber-)Identifikation mit dem Aggressor, wie hinter all dem selbst die reale Bedrohung bei einem möglichen Einmarsch durch die Deutschen instrumentalisiert wurde, wie bis heute die im Wesen immer noch gleichen Kreise keinen Grund finden können, in Sachen Jonas Fränkel beschämt zu sein, ihn auch nach seinem Tod noch charakterlich pathologisieren, ist schlicht zum Kotzen, umso mehr, als Schütt der erste ist, der auf ebenso brillante wie umsichtige Weise den Einzelfall im gesamten Feld verortet. Schütt schreibt dabei (im ganzen Werk) eine Sprache, die präzise, der Sache entsprechend, um die es geht, komplex, aber immer leserfreundlich und vor allem nie dem Vergangenen gegenüber besserwisserisch ist. (Ich empfehle nicht nur den laufenden Text zur Kenntnis zu nehmen, sondern auch den überreichen Anmerkungsapparat, leider nach und nicht unter dem Text, weil dort sehr häufig und erschreckend der Zeitgeist in Briefen oder institutionellen Gebärden sich offenbart).

Das Feld, in dem die grossen Stars wie Emil Staiger und Walter Muschg herausragten, ist bis in die Stars selbst hinein dicht durchwoben von Erbärmlichkeiten. Schütt scheint dabei Walter Muschg alles in allem

insofern noch attraktiver zu finden, als er zu Dissens fähig war gegenüber dem kanonisch Verankerten à la Staiger, er damit Fremdes, die etablierte Harmonie Störendes in der Exilliteratur nicht apodiktisch ausschliessen musste, macht aber auch klar, dass Muschg wie Staiger es ausschloss, die rein literarische Wert-Setzung durch die akademische Germanistik von zum Beispiel politischer Infragestellung kontaminieren zu lassen. Die Frage allerdings bleibt: Haben wir das endlich hinter uns, oder wird es im Olymp der bürgerlichen Germanistik getrost weiter wesen (und verwesen), um irgendwann wieder als das Wahre, Gute und Schöne zum Gebrauch zu dienen?

(Zürich, 16. Februar 1997)